Johanna Siebel : aus meinem Leben

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Frau in der Schweiz: illustriertes Jahrbuch für Frauen-Bestrebungen**

Band (Jahr): **- (1932-1933)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-327575

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

wechslungen, die jeder Tag beim Zusammenleben vieler automatisch mit sich bringt.

Und sehen Sie, geehrte Frau, diese Abwechslung, dies selbstverständliche frohe Zusammensein mit vielen, die das Leben nicht reich bedachte; oder mit solchen, die aus sogenannten «guten» Kreisen kommen um Ferienfreuden zu geniessen; mit andern wieder, die körperlich schwach sind; mit arbeitsfreudigen Mädchen, die abwechslungsweise im Garten, in der Küche, in den Zimmern, bei den Säuglingen und Kleinkindern sich betätigen — sehen Sie, diese Selbstverständlichkeiten eines ländlichen Zusammenlebens in Spiel und Arbeit, in ernstem Streben und Ringen, und im Schaffen an sich selber — das wird sicher Ihrem Töchterlein gut tun! Wollen Sie den Versuch nicht wagen? Die Zeit ist ja für das Kind nicht verloren. Kann sein, dass es sich in diesen Wochen oder Monaten auch klar wird über den Beruf, den es erlernen will. Und auch das wäre Gewinn.»

E. Th.

Johanna Siebel.

Aus meinem Leben.

Mein Vater war der Fabrikant Richard Siebel in Gummersbach, einem kleinen Städtchen im Bergischen Lande, im Regierungsbezirk Köln. Ich war die dritte in der Reihenfolge von fünf Töchtern. Als Kind viel kränklich und durch ein Hüftleiden jahrelang bettlägerig, besuchte ich nur wenig die Schule. Ich las sehr viel, zeichnete jeden Hausgiebel und jeden Baumwipfel, den ich von meinem Bett am Fenster erspähen konnte und war eine leidenschaftliche Puppenmutter. Ich hatte zahllose Puppen, kleine und grosse; jede hatte tagsüber ihr besonderes Plätzchen in meiner unmittelbaren Nähe, jede hatte eine besondere kleine Geschichte, ihre Bedürfnisse, Anliegen und Anforderungen, jede hatte ihre netten, zierlichen, von mir selbst verfertigten Kleidchen und wurde von mir abends mit zärtlicher Liebe ausgezogen und des Morgens mit immer gleicher Freude und Sorgfalt wieder angezogen und hergerichtet für den neuen Tag. Ich unterhielt mich immer prächtig mit meinen vielen Puppenkindern und kannte keine Langeweile. Wenn ich wohl genug war, erhielt ich von einer innig geliebten Lehrerin Privatunterricht. Sie interessierte sich sehr für meine Puppen, brachte mir sehr oft bunte Lappen mit für die Ergänzung ihrer Garderobe, erzählte mir von der weiten Welt und liess mich die herrlichsten Gedichte auswendig lernen. Dafür hatte ich eine erstaunliche und beglückende Begabung, wie mir denn überhaupt das Lernen und das stille Nachdenken über das Gelernte und Gelesene eine merkwürdige Freude bereitete. Mit Grammatik und Regeln und trocknen Formgesetzen bin ich nie belastet worden. Aber das kleine kranke Mädchen hatte eine tiefe Liebe für den Wohlklang der Sprache und sagte gern laut und langgedehnt besonders schön klingende Worte und Sätze vor sich hin.

In meinem zwölften Lebensjahr starb meine Mutter, jung, in der Blüte der Jahre. Viel unerfüllte Sehnsucht in den dunklen, schönen Augen, liess sie ihren Gatten und fünf unmündige Kinder, fünf Mädchen, verwaist zurück. Ungefähr zwei Jahre später heiratete mein Vater von neuem. Unsere zweite Mutter war eine Witwe und brachte sieben Kinder mit in die Ehe, vier Knaben und drei Mädchen. So waren wir plötzlich in unserm schönen alten Hause, dem «Baumhof» zu zwölf Geschwistern. Unsere zweite Mutter hatte ihre Kinder alle in Brasilien geboren, in Santos, wo ihr verstorbener Gatte deutscher Konsul gewesen. Sie verstand prächtig und anschaulich zu erzählen. Ich war damals nicht mehr bettlägerig, doch immer noch zart, die neue Mutter war sehr liebreich und gütig zu mir. Sie packte, wenn ich nicht zur Schule ging, ein Frühstückskörbchen zurecht, nahm ein Buch und ging mit mir in den Wald. Wir sassen unter den hohen glattstämmigen Buchenbäumen, sie las mir vor mit ihrer sympathischen Stimme und berichtete mir aus ihrem Leben. Sie machte mich zu ihrer Vertrauten und zur Gehilfin bei der Erziehung der jüngern Geschwister. Ich musste das Brot abschneiden und die Butterbrote streichen, und wenn die Kinder lärmten und reklamierten, so sagte Mama: «Johanne, sage ihnen doch, dass sie nicht so laut sein sollen!» Sie selbst machte wenige oder gar keine erzieherische Bemerkungen.

Es war ein sehr bewegtes Leben im Baumhof, und nach rheinländisch gastlicher Art war das Haus eigentlich nie von Besuchen leer. Die Gäste kamen aus allen Himmelsrichtungen. Mama nahm mich auch gerne mit auf Reisen. Es machte ihr immer eine besondere Freude, wenn Unbekannte, oder mit den Verwandtschaftsverhältnisse weniger Vertraute bei unserm Anblick sagten: «Man sieht sofort, Frau Siebel, dass dies junge Mädchen Ihre Tochter ist!» Dann lachte sie; hielt sich die Hüften vor Vergnügen und

sagte: «Es ist freilich kein Tropfen Blutsverwandtschaft da; aber Johanne ist eben so eine dunkelhaarige Zigeunerin wie ich und schaut mit grossen Augen in die Welt.

Als ich sechzehn Jahre alt war, kam ich zum ersten Male in die Schweiz, in das Töchterpensionat Bosset in Avenches, in welchem vorher auch meine älteren Schwestern gewesen waren. Auf einer herrlichen Reise durch den Schwarzwald brachte mich mein Vater selbst dorthin. Ich staunte und schaute mit kinderglücklichen Augen in die weite, wunderschöne Welt. Mein Vater war ein sehr gütiger und ritterlicher Reisebegleiter; er dachte sich immer wieder besondere fröhliche Ueberraschungen aus.

Er nahm einen offenen Wagen. Wir fuhren damit durch den Schwarzwald bis nach St. Blasien. In einem Wirtshaus am Wege lud er zwei arme, verstaubte Studenten ein und war am Schluss der Fahrt auch ihr Gastgeber bei Forellen und Wein. Er strahlte; er konnte hinreissend sein; er hatte etwas von der Grossartigkeit eines Gösta Berling an sich. Die Studenten strahlten auch. Einer war tollkühn; der leuchtende Tag und die Freude zersprengten ihn fast; er musste einen Ausdruck haben dafür. Er sprang aus dem leicht dahinrollenden Wagen; er pflückte purpurglühende Erdbeeren am Wege und reichte sie mir. —

Das alte römische Amphitheater in Avenches war der Spielplatz für die Zöglinge des Pensionats unter uralten Kastanien, bei verwitterten Römermauern und halbzerfallenen Bildwerken träumte ich mich hinein in alte Zeiten und liess versunkene Herrlichkeit und unerhörte Pracht und Macht in meinem Geiste auferstehen. Ich sah die Römerstrassen sich breiten über die Weiten der Welt, Länder und Völker miteinander verbindend. Standen unten am Rhein und Niederrhein nicht die gleichen uralten Mauern und von der Zeit zernagten Säulen und Inschriften wie hier, tief im Herzen der Schweiz? Ach! Einmal war ein Weltreich Wirklichkeit gewesen!

Mein Aufenthalt in Avenches und meine eifrigen Sprachstudien daselbst wurden jählings unterbrochen durch eine schwere, lebensgefährliche Erkrankung. An einem Abend, als im Pensionat ein Ball stattfinden sollte, zu dem auch die Zöglinge eines Knabeninstituts geladen waren, und ich mich mit meinen Kameradinnen gerade fertig geschmückt hatte, verlor ich plötzlich das Bewusstsein. Man zog mir das weisse, fein geblümelte Kleid aus und telegraphierte noch in gleicher Nacht meinen Eltern. Der herbeigerufene Arzt hatte eine Hirnentzündung festgestellt.

Als die Lebensgefahr vorüber war, reiste mein Vater wieder ab. Meine Mutter und eine Krankenschwester pflegten mich, bis ich nach vier Wochen so weit hergestellt war, um mit meiner Mutter gemeinsam zurückreisen zu können in die Bergische Heimat. Unterwegs, auf einer Zwischenstation, hatte der Zug einen längern Aufenthalt. Ich ging mit noch schwachen Schritten auf eine nahe Anhöhe. Die ganze Alpenkette breitete sich vor mir aus, leise erglühend und schimmernd im Duft und Glanz des Abends. So hatte ich die Berge noch nie gesehen. Ein Heimweh nach diesem klaren reinen Leuchten im Herzen verliess ich die Schweiz. —

Eine längere Erholung in Hamburg und am Meere gab mir alsdann volle Gesundheit.

Es war gut und notwendig. Schwere Zeit zog herauf, in welcher seelische und körperliche Widerstandsfähigkeit und natürlich gute Anlagen am Ende meinen ganzen Reichtum bildeten. Der Kampf des Lebens begann. In einer Periode schlimmer wirtschaftlicher Depression fallierte mein Vater. Die geschäftliche Konjunktur war für viele unhaltbar. Er wurde mit in den Strudel gerissen. Durch eine für uns günstige Konstellation konnten wir im Baumhof wohnen bleiben, wenn schon ein Teil des Hauses vermietet werden

Die rechnende Hausfrau

weiss, dass sie bei einem monatlichen Mietzins von Fr. 85.— in 20 Jahren über **Fr. 20,000.— für Miete** ausgeben muss.

Sie können dies Geld sparen, da Sie sich mit denselben Mitteln **ein eigenes Heim** bauen oder kaufen können!

Verlangen Sie kostenlos Zusendung der Prospekte und unverbindlichen Vertreterbesuch.

Eigenheim AG. Basel

Telephon 28.706 **St. Jakobsstrasse 23**

Familienleben,
Lebenskultur,
Gesundheit,
Zufriedenheit und
Wohlstand gedeihen nur
im eigenen Heim
auf eigener Scholle

musste. Mein Vater übernahm Agenturen. Sein kräftiger Gang war müde, sein Haar und sein langer Bart waren grau geworden. Meine Mutter gab Klavierstunden. Sie legte in dem grossen Gemüsegarten Beerenkulturen an und verkaufte Früchte. Diese schöne, stolze Frau klagte nicht viel, sie schaffte.

In jener düster bedrängten Zeit besorgte ich den Haushalt, kochte, nähte und flickte. Damals war es auch, dass ich zum ersten Male versuchte, eine Geschichte zu schreiben. Ach, meine Sehnsucht zu helfen, war wie eine steile lodernde Flamme. Ich wollte Geld verdienen. Ich hörte, die Kölnische Zeitung habe einer jungen Düsseldorferin für eine kleine Geschichte hundert Mark bezahlt, ich schrieb einige Nächte bis tief nach Mitternacht.

Aber die Kölnische Zeitung sandte mir mit einigen höflichen gedruckten Worten das Manuskript zurück. Ich sprach zu niemanden ein Wort über meine Enttäuschung. Irgendwie schämte ich mich.

Als meine jüngern Schwestern herangewachsen waren, und sich der grosse Haushalt überhaupt verkleinerte, ging ich im Jahre 1897 als Erzieherin nach England.

Ich war ein Jahr in England. Ich lernte die Sprache, wenn ich am Abend in meinem Zimmer war, las ich englische Bücher und studierte englische Literatur. Besonders entzückte mich Dickens. Ich war beglückt über die geniale Art, mit der dieser Dichter auf die denkbar schlichteste Weise jedes Gefühl und jede Situation beschrieb. Ich starrte beim Lesen ergriffen in das offene, züngelnde Kaminfeuer, warf Scheite in die erlöschende Glut und empfand eine grenzenlose Lust, auch so zu schreiben.

Durch Vermittlung meiner in Zürich verheirateten ältesten Schwester erhielt ich im Jahre 1898 eine Stelle als Lehrerin für deutsche Sprache an das damals weitberühmte Töchterinstitut Zollikofer in Romanshorn. Jetzt existiert es nicht mehr.

Die Leitung des Instituts hatte das grosse Vertrauen, mir die frei gewordene Stelle für deutsche Sprache auf gute Empfehlung hin zu geben. Ich hatte ja nie und nirgends ein Examen gemacht, mein Schulbesuch war immer ein sehr geringer gewesen. Sicher, das Experiment war gewagt für beide Teile. Ich war so hoch gewillt, mein Bestes zu tun. Durch eine unbegrenzte, mein ganzes Wesen durchbrennende Hingabe an die übernommene Aufgabe wollte ich mich des aussergewöhnlichen Vertrauens würdig zeigen. Rückblickend habe ich Achtung vor diesem tapfern jungen Mädchen. —

Meine Tapferkeit wurde indessen bedenklich schmal, als mich an einem Frühlingsabend, am Tage meiner Ankunft, Fräulein Dora Zollikofer im grossen Speisesaal der zahlreichen Lehrerinnenschaft und den fünfzig Zöglingen vorstellte. Weit über hundert neugierige Augen forschten und überglitten musternd und prüfend und suchend das dunkel erglühende schlanke Mädchen im englischen Reisekleid. Als ich dann in der darauffolgenden Woche, in welcher die Schlussexamen abgehalten wurden, dem Schulunterricht in den verschiedenen Fächern beiwohnte staunend erkannte, wie viel hier die Lehrerinnen und Schülerinnen wussten, wie sie, die Lehrerinnen und die Schülerinnen, lange gescheite Reden hielten, wurde meine Tapferkeit immer schmaler. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte die Flinte ins Korn geworfen. Da war mir aber, als hörte ich meines Vaters Stimme: «Den Kopf hoch, Kind, das kannst du schon!»

Ich wagte es. Aber in den ersten Jahren meiner Lehrtätigkeit errötete ich jedesmal, wenn mich die Zöglinge anscheinend harmlos und dabei doch mit einem leise lauernden Unterton fragten: «Wo haben Sie Ihr Examen gemacht, Fräulein Siebel?» Damals habe ich durch manchen wohlgezielten spitzen Nadelstich erfahren, dass kein Alter grausamer ist als das Backfischalter zwischen vierzehn und sechszehn.

Kleiderstoffe

Schöne Modedessins in guten Qualitäten bemustern wir Ihnen auf Verlangen bereitwilligst und franko in reichhaltiger Auswahl

Fabrikpreise

Bei Einsendung von Wollsachen reduzierte Preise

Tuchfabrik
Schild AG. Bern

Nach solchen Fragen suchte ich, wenn dies möglich war, mit noch grösserem Eifer meine Stunden gut und lebendig zu erteilen. Ich liess mein ganzes junges, starkes Wollen zum Guten, zum beglückend Menschlichen, zum Wahren und Schönen mithineinströmen in meine Arbeit.

Im Masse meiner zunehmenden Sicherheit und Selbständigkeit im Unterrichten und in der Welt des Instituts überhaupt, verloren jedoch allmählich diese peinlich inquirierenden Fragen das Beunruhigende für mich. Bis ich am Ende strahlend bekennen könnte: «Ich habe überhaupt keine staatlichen Examen gemacht, für mich ist das grosse Leben das Examen, das möchte ich immer gut bestehen!»

Mein Lehramt gab mir selbst die reichste Belehrung. Ich schaffte oft bis weit nach Mitternacht, um genügend vorbereitet zu sein für den folgenden Tag.

Ich gab Deutschunterricht und musste für drei Klassen die deutschen Aufsätze korrigieren, nach einer im Institut gebräuchlichen, vom Gründer der Anstalt, dem verstorbenen Pfarrer Zollikofer eingeführten, sehr umständlichen Methode. Diese Methode verlangte, dass man unter jeden Aufsatz eine ausführliche, alles begründende Kritik über Form und Inhalt der Arbeit schrieb und verursachte ein ganzes Heer von Korrekturen. Da die Korrekturen auch immer wieder korrigiert werden mussten, so war die Arbeit des Korrigierens ebenso schwierig wie zeitraubend. Die mir zur Orientierung vorgelegten Aufsatzhefte enthielten in der überaus klaren schönen Schrift meiner Vorgänger zuweilen ein bis zwei Seiten lange, mit roter Tinte geschriebene Kritiken. Ich bemühte mich in den ersten Jahren ausserordentlich, ebenso grosse und eindrucksvolle Kritiken zusammen zu bringen. Das war gar nicht leicht. Ich hatte sicherlich nicht viel weniger Arbeit beim Aufspüren der Mängel und Fehler, als die Zöglinge beim Schreiben der Aufsätze. Nachts war mir oft, die hohen Stösse von blauen Aufsatzheften in meinem Zimmer würden lebendig, sie bekämen spinnwebdünne Beinchen und Füsschen und kletterten damit auf mein Bett, kichernd und höhnisch, mit einem Ausdruck unendlicher Ueberlegenheit auf den steifen blauen viereckigen fratzenhaften Papiergesichtern, befriedigt, mich noch bis in den Schlaf hinein zu bedrängen.

Mit der Zeit wurde ich geübter und überwand auch die kleinen Aufsatzdämonen. Ich bekam eine gewisse Geschicklichkeit in der Kritik und vereinfachte allmählich selbständig das Korrekturverfahren. Ich beschränkte mich am Ende auf einige Zeilen und zuletzt nur noch auf einige Worte.

Weil ich arbeitsfreudig war und dieses junge elastische Denken hatte, so erteilte ich, weil ich im Deutschunterricht nun fest im Sattel sass, in der Folge, je nachdem es sich als notwendig erwies, bei Lehrerinnenwechsel oder längerer Schonungsbedürftigkeit einer Kollegin, auch noch andere Fächer. Ich war nun so mutig geworden, dass ich nicht so leicht zurückschreckte vor neuen Aufgaben. Rückblickend staune ich über diese grossartige jugendliche Tapferkeit, die durch Enthusiasmus und Bereitwilligkeit tiefe Kenntnisse ersetzte. Ich erteilte Botanik, Zeichnen, Geographie. Ich hatte auch die Haushaltungskunde übernommen, weil ich für die geforderten theoretischen Kenntnisse auf diesem Gebiet, die im Elternhaus erworbene gründliche praktische Erfahrung mitbrachte. In meinem Leben erwies es sich immer wieder als gut und beglückend, das materielle und ideelle Wissensgebiet möglichst weit und vielseitig abzustecken und das Vielseitige zu einer harmonischen Einheit zu verbinden.

In dieser Zeit angespanntester Tätigkeit (die Lehrerinnen mussten auch abwechselnd mit den Zöglingen spazieren gehen und in der Freizeit Aufsicht üben — im Sommer begann der Unterricht um sieben Uhr) in dieser restlosen Lehrzeit schrieb ich auch wieder eine Geschichte.

Ich sandte das Manuskript unter einem Pseudonym an die Redaktion der Zeitschrift «Die Frau».

Die Erzählung wurde angenommen. Ich erhielt ein Honorar von vierzig Mark dafür.

Ich sandte das Geld mit einem Jubelbrief an meine Mutter: «Das ist eine Extrazulage für dich, herzliebe Mutter, dies Geld habe ich als Schriftstellerin verdient.

Kaum je ist wohl ein Honorar seliger empfangen und beglückter weitergeleitet worden. Unwahrscheinlich herrliche Möglichkeiten tauchten vor mir auf. Ach! wie freudig wollte ich helfen im Masse meiner Kraft, um Glück zu tragen in die Welt und um Sorgen zu mindern!

Von dieser Zeit an datiert meine Tätigkeit als Schriftstellerin. Nach vierjähriger Institutszeit verliess ich Romanshorn. Es beglückte mich bei der Loslösung aus den mir liebgewordenen Verhältnissen, dass man mich sehr ungern scheiden liess. Ich hatte das Vertrauen gerechtfertigt, das man meiner willigen Jugend entgegengebracht.

Ich dürstete nach freierer weiterer Tätigkeit, so gewagt es auch für das mittellose Mädchen war, eine gutbesoldete feste Stellung zu verlassen. Ich fühlte indessen, dass eine Aenderung für mich eine unbedingte Lebensnotwendigkeit war. Mein Wesen war auf-

gewühlt bis in seine Tiefen durch verschiedene Ereignisse. Mein Vater war gestorben. Die materielle Lage meiner Mutter hatte sich gebessert. Durch eine nach dem Tode des Vaters ihr zufallende Lebensversicherung war sie wieder zu einem Teile ihres Vermögens gelangt. Ich durfte an mich selber denken.

Ich übersiedelte zu meiner Schwester nach Zürich, welche dort eine kleine Pension eröffnet hatte. Zwei Romanshorner Schülerinnen, eine Freundin von mir und ich, wir bildeten die Insassen.

Ich verdiente mir meinen Lebensunterhalt durch Privatstunden, veranstaltete private Kurse über moderne Literatur und hörte selber Vorlesungen über Literatur und Philosophie an der Universität. Nie werde ich vergessen, mit welchem Schauer unaussprechlichen Glücks ich zum ersten Male die Universitätstreppe hinanstieg zu dem Hörsaal. Ich faltete die Hände wie ein Kind, dass ich nun eine Nehmende sein sollte und teilhaben durfte an dem Wissen der Berufenen und Grossen in der Geisteswelt.

In dieser Zeit war eine drängende Sehnsucht zum Gestalten in mir. Ich schrieb viel. Es waren meist sehr ernste problematische Sachen, und weil ich so heiter und fröhlich nach aussen war, so wunderte man sich darüber, dass meine Geschichten so dunkel und traurig seien. Ich aber musste in meinen Geschichten aus den düstern Lebensgründen mich erst emporschaffen zur klaren Heiterkeit. Ich musste kämpfen mit aller mir zu Gebote stehenden Macht für die vom Schicksal Benachteiligten, für die Schwachen, für die bettelarmen Zaungäste des Glücks. Das war wie ein Naturgesetz in mir.

Ausser Gedichten und Parabeln schrieb ich Skizzen, Erzählungen und Romane, die in guten Zeitungen und Zeitschriften in der Schweiz und in Deutschland Aufnahme fanden. In meinen Arbeiten beschäftigten mich in der Hauptsache soziale und ethische Probleme. Ich suchte immer nach einem Ausgleich und nach einem Verstehen für die furchtbaren Widersprüche des Lebens. Ich suchte immer nach der für alle gültigen Formel der Menschlichkeit und Menschenliebe.

Im Jahre 1909 verheiratete ich mich mit dem damaligen Staatsanwalt und nunmehrigen Rechtsanwalt Dr. Emil Zürcher in Zürich. So wurde ich Bürgerin eines Landes, das mir schon lange zweite Heimat war.

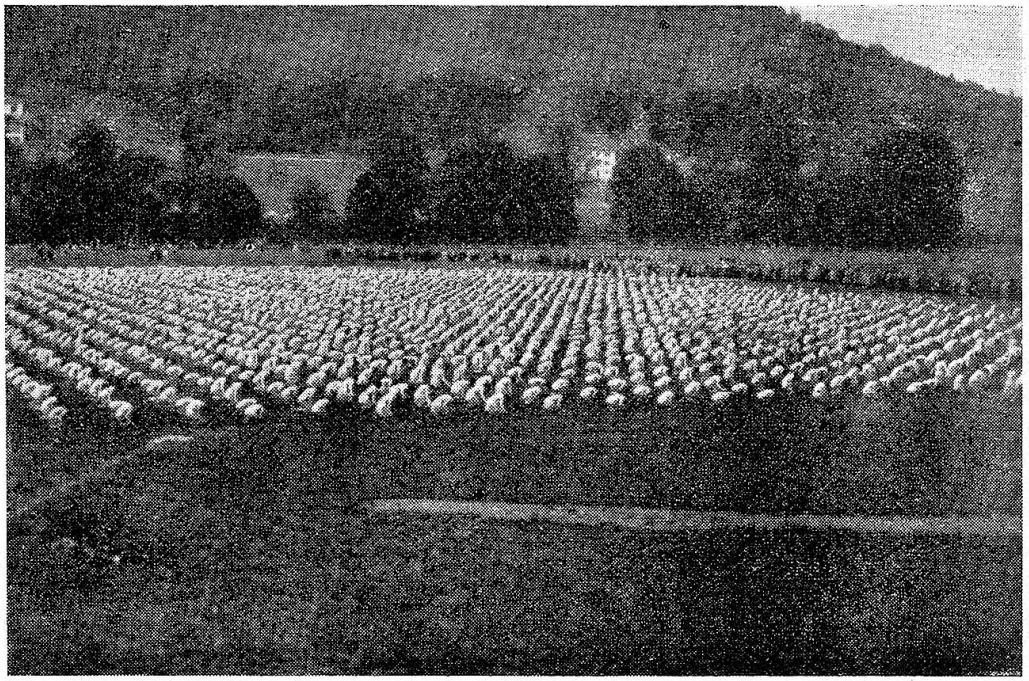
Als ich mich verheiratete, fragte man mich: «Fürchten Sie sich nicht als Künstlerin vor den unausweichlichen Konflikten? Gattin und Mutter und Künstlerin sein, das tut sich schwer, und tut sich am allerschwersten, wenn Sinne und Gefühle fein und empfindlich

Die Schweizermädchen turnen.
Motiv aus einem Reigen, der am eidg. Turnfest in Aarau vorgeführt wurde.
Foto-Jeck Basel

sind, und man ein liebevolles Herz hat. Dann ist man wie ein Kerzenlicht, das an beiden Enden glüht und schnell verblüht.»

Ich lächelte und fürchtete mich nicht. Ach, ich liebte meinen Mann und würde ihm eine gute Gattin und Kameradin sein. Und wenn der Himmel uns Kinder schenken würde, so würde ich meinen Kindern eine gute Mutter sein und würde sie grenzenlos lieben. Ich hatte es immer verstanden und war auch durch die grosse gewaltigste Lehrmeisterin, das Leben selber, dazu erzogen worden, es verstehen zu müssen, verschiedenen Aufgaben gerecht zu werden. Ich hatte gelernt, das Wesentliche vor das Unwesentliche zu stellen und das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen. Meiner Kunst, die ebenso wie das Atmen zu meinem Leben gehörte, sollten und würden aus Frauentum und Mütterschaft nur immer reichere glutvollere Kräfte zuströmen. Des war ich sicher, und so war es. —

Ich habe geschickte Hände und einen praktischen Verstand; das half und hilft mir die Zeit zweckmässig einteilen, die Stunden gut ausnützen und keine Minute leer zu lassen.



Vom eidgenössischen Turnfest in Aarau.
Photo Schatzmann Aarau

Wir bücken uns.

Hier seht Ihr Schweizermädchen tief gebückt.
Ihr Schweizermänner lächelt drob beglückt?
«So soll es sein. Die Frau dem Manne untertan,
Denn *er* ist es, der schaffen und regieren kann.»

Ich habe als Schriftstellerin nie Musse gehabt, auf «Stimmungen» zu warten. Ich kann schreiben, sobald ich von keinen andern Pflichten bedrängt und alleine bin. Ich habe gelernt, wenn eine unvorhergesehene Arbeit oder Störung es erfordert, die leeren, mich faszinierenden Blätter klaglos bei Seite zu schieben.

«Das ist des Lebens Herrlichkeit,
Wenn man in seliger Kraft,
In ewig junger Freudigkeit,
Am Glück der andern schafft.»

Als ich mein erstes Kind erwartete, schrieb ich das Gedichtbuch «Mutter und Kind». Das hohe Lied der Mutterliebe singt in diesen Gedichten.

Einige Jahre nach der Geburt unseres ersten Sohnes wurde uns ein zweiter Knabe geschenkt.

Ich pflegte meine Kinder selber. Der älteste Knabe war in den ersten Jahren zart. Die Mutter wollten beide immer um sich haben. Durch meine ständige Gegenwart waren alle beide verwöhnt. Wir bildeten sozusagen eine Einheit.

Da lernte ich, mit einem Bübchen auf dem Arm und einem zur Seite am Rockzipfel, stehenden Fusses, beim Kochen oder einer andern Hausarbeit, einen aufblitzenden Gedanken mit flüchtigen Worten auf irgend einem Papierfetzen festzuhalten, der Stunde harrend, um die andeutenden Worte richtig gestalten zu können. In meiner Schreibtischschublade lagen in jener Zeit die merkwürdigsten Papiersorten mit Bleistift hastig beschrieben, durcheinander — besonders Tüten.

Wenn ich soviel zu schaffen hatte mit meinen kleinen Buben, musste ich zuweilen an meine Kinderjahre denken, und wie ich als kleines Mädchen meine Puppen so leidenschaftlich geliebt und mir nie genug tun konnte in der Sorge um sie. Das Mütterliche liegt schon den Kindern im Blut.

Ich trachtete in jener Zeit, da meine Buben klein waren, zuweilen mit vielen Listen darnach, mir eine ungestörte Stunde zum Schreiben vorzubereiten. Einmal sass ich mit glühenden Wangen am Schreibtisch; der kleine Peter schlief und Richard baute.

Wie ich aufschaute, ging der kleine Richard mit weichen schwebenden Bewegungen durch die Zimmer und streute den Inhalt der grossen Puderbüchse über Möbel und Fussboden: «Ich lasse schneien, Mutter», sagte er mit feierlichem Stimmchen, «ich bin jetzt wie der liebe Gott im Winter, die andern Zimmer sind schon alle weiss!»

Ein anderes Mal, als der kleine Peter zweiundeinhalb Jahre alt war, und ich wieder einmal eine ungestörte Stunde vorsorglich und mit unverwüstlicher Hoffnung vorbereitet

Vom eidgenössischen Turnfest in Aarau.
Photo Wolfsgruber Aarau

Wir strecken uns.

Gemach, Ihr Lieben, glaubt, das Frauenbücken
Geschieht nicht nur, um Männer zu entzücken.
Denn nach dem Bücken kommt das Strecken.
Und Strecken reimt sich auf Erwecken.

Die Schweizerfrauen sind erwacht!
Habt Ihr denn das noch nie bedacht?
Das Bücken ist vorbei – wir taten's lange Zeiten –
Nun steh'n wir auf – und stürmen neue Weiten...

---

hatte, wusch Peter das ganze Kinderzimmer und sich selber mit braunem, klebrigem Hustensirup. Die grosse Flasche mit Hustensirup war voll gewesen, als ich dazu kam, war sie leer.

Richard sagte: «Aber gell Mutter, diesmal kann ich nichts dafür, dass du die Geschichte nicht hast schreiben können!»

«Nein diesmal du nicht,» sagte ich und räumte schweigend die Papiere auf dem Schreibtisch zusammen.

Ich stellte den Peter in die Ecke und reinigte das Zimmer. «Böser Peter!» sagte ich. «Ist der Peter Mutters Wonne! Ist der Peter Mutters Schatz!» schluchzte er. Da schloss ich ihn in die Arme. Ach, was waren alle geschriebenen und ungeschriebenen Geschichten der Welt gegen die Süsse und Lieblichkeit des aufblühenden Lebens. Schön und an ungeahnten und rührenden Wundern reich, war jeder Tag trotz aller Mühe allen unausweichlichen Sorgen und der ständig quellenden Arbeit...

Aus meinen kleinen Buben sind grosse Söhne geworden. Ihr Verständnis für die Mutter am Schreibtisch ist gewachsen. Aber eins ist gleich geblieben, sie wissen, dass sie mit allen ihren Anliegen jederzeit zu mir kommen können. Immer noch, wenn sie heimkehren, ist das erste Wort: «Mutter!» Alle Liebe, alle Sehnsucht, alle Forderung liegt in dem einen Wort.

Ich aber erfasse, je tiefer und reifer meine Erkenntnis wird, um so überzeugender die Wahrheit des biblischen Satzes über das Leben: «Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.»

Die beste Arbeit jedes Menschen soll in Glück und Erfolg und in Not und Kampf und Sorge sein Leben sein. Tag für Tag soll er unentwegt und still und freudig bewusst an diesem edelsten Kunstwerk bauen.

Wer beseelt ist von dieser Sehnsucht, sei er reich oder arm, vornehm oder gering, Künstler oder Handwerker, der ehrt damit am tiefsten, die seinem Herzen am teuersten sind. Er ehrt die Eltern, die ihm das Leben geben, ehrt Gatten und Gattin, und liebt mit dieser Sehnsucht auch am innigsten und besten die Kinder, die seine Boten in die Zukunft sind. Dazu soll uns unser Reiferwerden an Geist und Seele, an Verständnis, Liebe und Menschlichkeit dienen, denn

«Reif werden ist alles Erstehenden Los.
Wenn es reif, löst das Kind sich vom Mutterschoss.
Wenn sie reif ist, löst sich die Frucht vom Baum,
Wenn sie reif, die Idee aus des Geistes Raum.
Nichts lässt sich erzwingen vor seiner Zeit.
Reif werden ist alles in Ewigkeit.»